

VORTRAG: VON RIMINI NACH RAVENNA

①

Der Filmmacher
Federico Fellini, in Rimini aufgewachsen, über

1 M

die Romagna: ein Gemisch von Meerabenteuern und katholischer Kirche. 308

Das Land mit dem düster thronenden Berg von San Marino. Eine merkwürdige arrogante und gotteslästerliche Psychologie, in der sich Aberglaube und Herausforderung Gottes mischen. Leute ohne Humor und deshalb wehrlos: doch mit Sinn für Spott und einem Hang zur Aufschneideri. Einer sagt: ich esse acht Meter Wurst, drei Hühner und eine Kerze. Auch die Kerze. Eine Zirkusnummer. Darin macht er es, und gleich darauf wird er auf einem Motorrad weggefahren, violett im Gesicht, mit weißen Augen. Und alle lachen über das gräßliche Ereignis - den Freß-Tod.

Und doch gibt es in diesem Land auch zarte Töne, unendliche Sanftheit, die vielleicht vom Meer kommt. Ich erinnere mich an die Stimme eines kleinen Mädchens an einem Sommernachmittag in einem schattigen Gäßlein: »Wie spät ist es?« - »Es wird etwa vier Uhr sein . . . « Und das Kind:
»Und ohne etwa. . . ?«

① Bilder-Serie Fotograf Prof. Jürgen Heinemann

- Titelbild
- Strand
- Strand
- Strandhäuser
- Neue Medienwelt
- Geschichte des Meeres: Garibaldi trägt Anita an Land
- Die Salzgewinnung. Saline Lervio.
- Der römische Welthafen Rimini. Die Staatsfront der Brücke
- Das Delta des Po
- Agroparkise.
- Comacchio. Der Krieg um die Fischerei
- Gastfreundschaft in Babinoro

13 Zeilen = 1 Minute

Den meisten Lesern entsteht als erstes ein Bild von langen warmen Sandstränden an der Adria. Tatsächlich ist die »Riviera Romagnola« und der Strand der nördlichen Marken das größte Seebäder-Gebiet Europas. Mit über 50.000 Hotelbetrieben.

Dieser Strand muß kein Ferien-Ghetto, kein isolierter »Teutonen-Grill« sein, wenn man entdeckt hat, daß hinter ihm eine der interessantesten Kultur-Landschaften Europas liegt. ~~Das ist kaum bekannt~~ ~~steht~~
 dieses Buch voll von ~~ab~~ ~~folgenden~~ ~~Land~~.
 Nur in wenigen Bereichen der Welt läßt sich das Angenehme mit dem Geistvollen so günstig verbinden wie hier.

Vor einigen Jahren studierte ein junger Mann aus Santarcangelo in Bologna Kulturwissenschaften. Er lernte in Hamburg eine Studentin der Kunstgeschichte kennen. Beide promovierten und heirateten. Das Paar übernahm vom Vater, der sich zurückzog, dessen Hotel in Santarcangelo, einer kleinen Stadt an einem Hügel, etwa 12 km von Rimini und dessen Strand entfernt.

Dann entwickelten sie ein Hotel eigener Art und nannten es »Albergo per la cultura« (Kultur-Hotel). Die Einheimischen und die Fremden staunten nicht wenig, aber das Unternehmen rentierte sich. Im Sommer ist es voll mit Familien, die dort eine Kombination von Erholung und kulturellem Aktiv-Urlaub machen.

Das kultur- und kunstwissenschaftlich gebildete Ehepaar empfiehlt seinen Gästen, im Wechsel von Tag zu Tag an den Strand zu fahren und Ausflüge in die Umgebung zu machen. Abends steht es ihnen für Gespräche und Informationen zur Verfügung. In der Halle gibt es einen Bereich, wo man lesen und schreiben kann und eine umfangreiche Bibliothek zur regionalen Kultur. Dort liegen sowohl knappe wie ausführliche Texte zu Objekten, Städten, Personen. Man kann sie kopieren und mit auf Exkursion und nach Hause nehmen.

Die Hoteliers sind behilflich, Kontakte mit Einheimischen zu knüpfen, auch über Berufe. Viele Freundschaften entstehen.

Das Hotel ist stets ausgebucht. Zwei weitere dieser Art werden zur Zeit angelegt. Die Touristen-Organisation der Provinz hat Interesse daran bekommen. ~~Reise-Veranstalter bieten Kultur-Reisen an.~~
 Unlängst kehrte der Minister für Tourismus in Santarcangelo ein und sagte beim Abendessen mit dem Bürgermeister und den Gästen in einer kurzen Rede: »Wir wissen, daß auch andere Länder schönes blaues Wasser und weißen Sand haben – aber die kulturelle Dichte Mittelitaliens ist eine Ressource für die Zukunft, die wir entdecken und nutzen müssen.«

Der Mann hat Recht. Aber es gibt weder das gebildete Paar, noch die Hotels, noch die Touristen-Organisationen und den Minister, die das zweifellos vorhandene Bedürfnis nach Kultur entdeckt und genutzt haben.

Psychogeografie.

In Italien gilt die Romagna als eine der charakteristischen Landschaften. »Wir sagen im Scherz: die Romagna ist eine Nation«.

Ebenso wie Toskaner sich als Nachfahren der Etrusker sehen, so halten sich viele Romagnolen für Nachfahren der vorrömischen Kelten. Sie behaupten mit guten Gründen, daß die vielen Oberherrschaften immer nur dünne Oberschichten über den Bauern und Städtern geblieben sind.

Das Land, so Francesco Melandri, tagsüber Arzt in Cotignola, abends ein Volkskunde-Experte, sei bei der römischen Landverteilung (Centuriation) an Soldaten vergeben worden, die vorher in Frankreich waren. Sie hätten gallische Frauen geheiratet. Ihre Ausdrucksweise sei keltisch gewesen.

Die Romagna, im Dialekt Rumâgna genannt, unterscheidet sich in ihrer Sprache von anderen Bereichen: Das Romagnolische ist ein außerordentlich geprägter Dialekt. Seine nasale Struktur wird mit dem Französischen in Verbindung gebracht.

Von alters her sind sie als heißblütig, händelstüchtig und brutal verschrien. Ein Sprichwort charakterisiert sie als »razza di eroi e razza di delinquenti« (Rasse von Helden und Verbrechern). (Der florentinische Geschichtsschreiber Francesco Guicciardini [1483-1540] nannte die Romagna . . . eine verwickelte Provinz«. Über die Romagna gibt es in Italien ebenso viele Sprüche wie über die »verdammten« und »intellektuellen Toskaner«.

Man sagt den Romagnolen nach, ihre großen Leidenschaften seien Karten, Frauen, Wein und Politik. Das habe keltischen Ursprung, meint Francesco Melandri: »Die Römer haben zwar die ganze Welt erobert, waren aber in ihrem Denken statisch. Die Kelten jedoch: Wandervogel, aufbrausend, leidenschaftlich, laut, – so wie wir es sind. Die Kelten sind nach Rom gewandert und haben an den Bärten der Senatoren gezogen. Sie eroberten Rom, aber sie nahmen es nicht in Besitz, weil sie Zigeuner waren, die nicht viel wußten. Der keltische Geist der Konfusion zeigt sich bei Frauen und im Spiel. Die Langobarden sind nur bis Imola gekommen.«

Romagnolisch extrem widerspricht Giovanni Manzoni: »Hier war alles Sumpf, voll mit Briganten, die von der anderen Seite der Adria gekommen sind.« Flavio Nicolini: »Die Beobachtung des Umgangs mit anderen erschließt vieles. In dieser Dialektik treten immerzu Körner von Wahrheit ans Licht.« Francesco Melandri: »In den Hafenstädten wimmelte es stets von Griechen und slawischen Dalmatinern. Alfonsine war ein Nest von Zigeunern. Comacchio ist besonders gemischt: da gibt es Menschen mit hellen Haaren und blauen Augen. Die Aussprache in Comacchio ist heute noch griechisch.«

Viele sagen, alle Romagnoli seien Banditen, weil es dort eine lange Tradition der Briganten gab. Die Romagnolen fühlen sich ihrerseits ausgeplündert: die Regionalhauptstadt Bologna sammle das Geld ein, das hier gemacht würde, und die Reichsregierung in Rom sei schuld, wenn es regne – daher sei sie ein governo ladro, eine Räuber-Regierung.

In der Kultur des Diskurses gibt es große Unterschiede zwischen Romagnolen und Toskanern. Die Romagnolen halten sich selbst für streng und die Toskaner für weicher, schlauer, komplizierter. »Wir sprechen viel einfacher als die Toskaner, aber härter.«

Romagnolische Diskutanten lieben den Widerspruch. »Wenn wir sprechen, schreien wir immer.« – »Oft jeder gegen jeden.« Selten ist jemand beleidigt. Man kennt die dramatischen Strategien des Gegenüber. Übertreiben. Jeder durchschaut den anderen. Das weiß der andere. Jeder bleibt bei seinem Standpunkt – und hat doch gelernt. Beim nächsten Gespräch ist er in der Lage, umgekehrt zu argumentieren. Provokation – »ich vergnüge mich nur«. Sie drücken alles deutlich aus. Giovanni Manzoni

macht eine Bewegung mit den Händen, als ob er ihn wegschmeißen wolle. Extrem: »Wenn man Romagnolen attackiert, schlagen sie zurück.« – »Wir leben noch mit dem Instinkt von Tieren.« – »Das muß man im guten Sinne verstehen. Wenn der Mensch zivilisiert ist, verliert er doch alles.« – »Laß sie doch vor die Hunde gehen!« – »Wenn ich diskutiere, nehme ich das Messer. Ich stoße zu.« Natürlich tut Giovanni Manzoni es nicht. Immer wieder versichern Romagnolen: ». . . aber wir sind nicht böse« (non siamo cattivi).

Flavio Nicolini: »Hart und tolerant zugleich, das ist eine Paradoxie – aber eine Realität. Die Leute hängen sich an eine Sache, sagen, sie dürfe sich nicht verändern, aber sie sind in sich unsicher – jeder hat einen Kern

an Menschlichkeit, der ihm sagt, er könne sich irren. Er konstruiert sich selbst aus hartem Material, aber mit einer Möglichkeit im Innersten, sehr variabel zu sein. Das ist eine wendige Weise, mit dem Leben und dem Tod umzugehen. Der Romagnole ist nicht organisch – das macht mich oft wütend. Er spielt eine Komödie des Lebens, aber er besitzt einen Kern, der ihm nicht erlaubt, Komödie zu spielen.«

Sie stapeln auch tief. Denn sie kennen die Armut. Und den Mangel an Bildung, den Armut mit sich bringt. Giovanni Manzoni erzählt, ein armer junger Romagnole habe in Florenz ein Mädchen heiraten wollen – aber seine Mutter war dagegen: »Eine Toskanerin paßt nicht zu uns armen Leuten.« Schließlich reiste sie selbst nach Florenz und wurde herzlich aufgenommen. Da sagte sie zur Mutter des Mädchens: »Aber wir sind ganz arme Romagnolen. . .« – »Macht nichts«, erwiderte die Toskanerin, die ähnlich arm war und ihre Tochter unter die Haube bringen wollte, »meine Tochter ist sehr tüchtig.« – »Aber wir haben wenig zu essen.« – »Macht nichts, meine Tochter macht aus zwei Kartoffeln und einer Hand voll Bohnen eine hervorragende toskanische Minestra.« Und so weiter. Giovanni Manzoni weiß nicht, ob die beiden sich bekamen.

Signora Enrica Manzoni behauptet mit Verve, es gäbe überhaupt keine Romagnolen mehr. Am Schluß lehnt sich Dr. Melandri zurück und sagt ruhig: »Signora, fast hätten Sie mich überzeugt. Aber die Art, wie Sie Ihre vorzüglichen Argumente vorgetragen haben, macht mich ganz nachdenklich.« Alle schauen erwartungsvoll. Dann kommt er auf den Punkt: »Sie hätten sie nicht romagnolischer vortragen können.«

Giovanni Manzoni: »Um den kollektiven Charakter eines Volkes zu verändern, bräuchte man hunderte von Jahren.« Francesco Melandri: »Wer lebt schon so lange?« – »Das heißt . . .?« – ». . . er läßt sich nicht wirklich verändern.«

Jetzt reizt der Widerspruchsgeist Giovanni Manzoni: »Schauen Sie sich die Explosion des Konsums an! Sie führt zur Dreistigkeit. Mit vier Soldi glaubt jeder, alles zu haben. Der Geldbeutel ist gewachsen, aber nicht das Gehirn. Emanzipiert haben sie sich nicht. Als sie noch gesungen haben, auch die Armen, gab es Romagnolen. Jetzt ist selbst die romagnolische Küche am Ende.«

Tatsächlich haben sich die Entwicklungen überschlagen. Das Land ist in rund 30 Jahren von der Armut zur Wohlhabenheit aufgestiegen. Es gibt viele Fragen, wie dieser gewaltigste Sprung der Geschichte verarbeitet wurde. Die wildwuchernden Beton-Ringe um Städte und Dörfer und entlang den großen Straßen lassen vermuten, daß Vordergründigkeit und Kurzatmigkeit zu strukturbildenden Kategorien geworden sind. Wie in den meisten Gebieten Europas.

Ein Sprichwort lautet: »Die Romagna ist alles und das Gegenteil von allem.« Viele Leute lieben die Romagna aus einem ähnlichen Grund, wie viele Deutsche das Ruhrgebiet: wegen der Dichte seiner Brüche, der Widersprüche, der Paradoxien. Es knirscht. Man mag sich an Goethe erinnern, dem vor dem Ungetüm des Straßburger Münsters der erhellende Einfall kam: »Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist.«

Federico Fellini und Tonino Guerra, beide deutlich Romagnolen, haben in ihrem Film »Amarcord« (1973) das vielschichtigste Filmdokument über die Mentalität der Romagna geschaffen: »Alles was um den tiefen Nußkern des Romagnolen herum angelagert ist: Ironie, Sarkasmus, Ängste, Melancholie.« Das Tragische löst sich in einem Lachen rund um den Kern – das ist die Fähigkeit der politischen Ironie. »Amarcord – das ist das Leben eines Stadtteils. So geht es uns auch heute. Alle einzelnen Teile haben in sich ihre genaue Bedeutung« (Tonino Guerra).

② Bilder - Serie Gründe.

- Römische Brücke - Hochhaus Rimini
- Lugo: altes Haus - neues Haus
- Amerikanisierung entlang der Costa Romea. Kuscheligkeit
- Verfall

Sprünge der Geschichte im Alltag

- Ravenna - Venedig der Antike.
- Landgewinnung. Landverteilung. Ansiedlung, Hädt. Muster.
- Die Leute, die dort wohnten. Cotignola.
- Die römische Straße: Via Aemilia, einst und jetzt.
- Römische Stadt Faenza. Rechteckstadt.
- Arbeit: Keramiker.
- Produkte: Keramike.
- Plätze. Imola.
- Überdeckte, killelinatisierte Straße. Cesena.
- Bibliotheca Malatesta in Cesena.
- Apotheke in Imola
- Neues Wohnen. Cotignola.
- Eine der schönsten Plätze: Tossiana.

Denk- und Verhaltensweisen. Es ist nicht leicht, die eigentümliche Weise des Fühlens, Denkens und Verhaltens der Leute zu begreifen. Im Café: »Ein Romagnole kommt nach Deutschland, sieht dort einen großen Palazzo und fragt: ›Wem gehört er?‹ – Der Portier: ›Nichts verstehn.‹ – Dann sieht er einen Ferrari und fragt: ›Wem gehört er?‹ – ›Nichts verstehn.‹ – Ein Leichenzug kommt vorbei. ›Wer wird da beerdigt?‹ – Die Antwort: ›Nichts verstehn.‹ – Da sagt der Romagnole: ›Armer Kerl, der Herr Nichtsverstehn – er hat nichts von seinem Geld gehabt!‹«

Ein Gespräch. »Ich kenne einen Test über den Grad der Demokratie. Da sitzen beim Essen viele Leute aus mehreren Ländern zusammen und plötzlich kommt ein Polizist herein. Wie unterschiedlich reagieren sie?« –

»Der Romagnole lädt ihn zum Essen ein. Die beiden reden sich fest.« – »Und dann geht der Polizist.« – »Ja, wenn man hier rigide ist, scheitert man. In diesem Sinne sind wir alle neapolitanisch.« – »Und alles endet beim Essen: auch in der Politik.« – »Vielleicht ist deshalb in diesem Staat keine Veränderung möglich.«

Wie sieht die Denkmethode aus? Man trennt die Ebenen. Geschäft ist Geschäft, die Leute sind die Leute, Essen ist Essen. Mitten in härtesten Verhandlungen lädt einer den anderen ein und bezahlt zwei Stunden später eine hohe Rechnung, obwohl er erklärt hatte, er habe nichts mehr zum Beißen.

Weil man in dichten sozialen Geflechten bei allen Konflikten mit tausend Fäden aneinandergebunden bleibt, gilt es als taktlos und unklug, die Person des anderen anzutasten. Man versagt es sich, beim anderen persönliche Ängste auszulösen. Dies ist einer der Gründe für eine hohe Kommunikationsfähigkeit. Die Sache wird jedoch deutlich dargestellt. Es gehört zur Selbstinszenierung, daß jeder ein Selbstbewußtsein hat – und es dem anderen zubilligt. Polarisierende Gespräche mit Entweder-oder-Fragen gibt es selten. Weil jeder auch die Ebene des anderen besitzt, ob schwarz, rot oder grün, kann man einiges von ihm akzeptieren und innerhalb seiner Ebene argumentieren. Don Camillo und Peppone sind Symbole für einen Verhaltenskomplex.

Solche Umgangsformen wurden in historischer Konflikt-Erfahrung der stadtbürgerlichen Pluralität entwickelt. Es sind keine Fragen des guten Willens, sondern des Überlebens und Zurechtkommens in einer vielschichtigen, schwierigen Gesellschaft. Die Ambivalenz liegt auf der Hand: bei guten Manieren, oft auch ein hohes Maß an Billardkalkül, Zynismus, Abfederung, ästhetischer Ummantelung. Andererseits erhält ein Opfer immer die Chance, sein Gesicht zu wahren.

③ Bilder-Szene

- Mercato Nuovo Brignacavallo. Geschichtenszähler
- Bahnhof. Bilder von Lino Boschetti.
- Tonino Guerra
- Gedichte in der Stadt. Santarcangelo dei Poeti

Tonino Guerra: Wie fangen die Geschichten an?

Die ersten Worte, die ich hörte / in meinem Leben, / hießen: »Wohin gehst du?« / Wir saßen im großen Zimmer: ich und Mama, / auf zwei von den Säcken / mit Mais. / Damals zählte ich ein ganzes Jahr / und wußte nicht, / was für Worte das waren / und wohin sie am Ende liefen.

Dialekte. Jeder Ort besitzt über Jahrhunderte nicht nur seine eigenen Erfahrungen, sondern auch seine besonderen sprachlichen Ausdrucksformen, die Dialekte. 1876 schreibt der Schulreformer Mozzone, daß man auf dem Land »den Dialekt grammatisch auf gleicher Höhe spreche« wie in der Stadt, daher sei es unnütz, die Schule einem Italienisch zu unterwerfen, das von oben herab spräche, bloße Rhetorik sei und Worte ohne Sinn besitze. Wer kein Italienisch spricht, das aus der toskanischen Vulgärsprache (volgare) entwickelt wurde, wird von den Oberschichten abqualifiziert. Die »feinen Unterschiede der Sprachen« (Pierre Bourdieu) werden zur Vertiefung der Unterschiede der Stände, zwischen Pachtbauern und Padrone, benutzt. Dialekt gilt als Ausdruck der Rückständigkeit. Die Sprache der großen Städte stellt die gemeinsame Plattform der Verständigung für die Zugewanderten dar. Sie verdrängt meist die Dialekte, in der Romagna allerdings weniger stark als in anderen Regionen.

Mitten unter vielen deportierten Romagnolen, meist einfachen Leuten aus Dörfern und Städten, schrieb im KZ Troisdorf der junge Lehrer Tonino Guerra Dialekt-Gedichte. »Das Romagnolische begriff keiner der Nazi-Bewacher, es war für sie eine Geheimsprache, aber für die Romagnolen meist die einzige Sprache, die sie verstanden. Sterbende hatten ihre Freude, wenn ihnen jemand mit den Worten seiner Kindheit beistand« (Tonino Guerra). Nach seiner Rückkehr erscheint in Faenza rasch sein erster Gedichtband (I scarabócc, 1950). Pasolini weist schon 1950 auf ihn hin, in Rom arbeitet er später mit Tonino Guerra zusammen. Am wichtigsten für die Anerkennung des Dialektes war die Tatsache, daß er zu den bedeutendsten Dichtern und Drehbuchautoren Italiens gehört. Man erzählt, Mao Tse Tung habe sich Gedichte von ihm übersetzen lassen.

»Tonino Guerra verschaffte der diskreditierten Volkssprache Anerkennung« (Gianni Fucci).

Tonino Guerra: Ich schreibe im Dialekt, weil ich dort die Worte finde, die mir am nächsten sind. Qualitäten des Dialektes: Emotionalität, Ironie, »Sprache der Nachbarn und des Stadtviertels«, der Sympathie, des Schweißes, »mit dem Körper erzählt«, die geschichtenreiche Erfahrung der alten Leute, vor allem in der Campagna. Die Italiener sprechen von »Sfumature« (Abstufungen, feine Nuancen).

Tonino Guerra: Widmung

Für meine Mutter, / für meinen Vater, / für meine Großmutter / und meinen Großvater, / für die Urgroßväter, / und alle, / die nur / im Dialekt sprechen.

Die Dialekt-Dichter in der Region erfahren eine hohe Wertschätzung. Weil unter allen ihren Gedichten eine italienische Version publiziert wird, verstehen die Leser sie auch über die Region hinaus. Der Verlag Maggioli in Rimini hat große Verdienste für ihre Verbreitung – er ist »wie eine Glücke« (Gianni Fucci).

Santarcangelo di Romagna ist geradezu die Heimat der wichtigsten Dialekt-Dichter, Tonino Guerra, Nino Pedretti, Giuliana Rocchi, Raffaello Baldini und Gianni Fucci geworden. Tonino Guerra forderte den Bürgermeister auf: »Tauft die Stadt um – in Santarcangelo dei poeti (Santarcangelo der Dichter)!«

Der Vater der Dialekt-Dichterin Giuliana Rocchi schrieb Satiren und rezitierte in den Ställen der Bauern. Er verkaufte auf Plätzen die Texte zum Nachsingen. Giuliana Rocchi, vier Jahre Grundschule, Arbeiterin in der Textilfabrik und bei der Ernte, in der Krise des Strukturwandels um 1964 mit 20 Kolleginnen arbeitslos, ging oft mit Dialekt-Gedichten auf Flugblättern auf die Straße. Für sie ist der Dialekt »die Sprache der Anklage des schwarzen Elends, aber auch der Freundschaft und der Solidarität.« Giuliana Rocchi lebt von einer erbärmlichen Pension. Raffaello Baldini, Redakteur der Zeitschrift »Panorama« in Mailand, fühlt sich in Santarcangelo heimisch und schreibt dort Dialekt-Gedichte. »Vieles gibt es nicht mehr. Oder nur noch ein bißchen. Jeder hat sein Santarcangelo.«

Gianni Fucci, Bibliothekar in Santarcangelo, verbindet in seinen sprachlich knappen Gedichten sehr genaue, geradezu soziologische Beobachtung mit Aggressivität und Wut – existentiell und sozial.

Pier Paolo Pasolini prangerte die Nivellierung, die Verluste, die Technologisierung, den Verfall gewachsener Werte, den Verlust der Erfahrung und der Denkweise durch die Veränderung der Sprache an. »Das Italienische ist die Sprache der Invasoren, die man aus Notwendigkeit lernen mußte. 90 Prozent der Leute haben ihre Wurzeln verloren.«

Nachdem in Italien nun jeder Bauer auch genaues Italienisch spricht, breitet sich mit einer Mischung von Zungenlust, Regional- und Selbstbewußtsein aufgrund von Wohlstand, verstärkt durch Dialektdichter, der Gebrauch der Dialekte wieder aus. Dr. Francesco Melandri lächelt: »Die Kelten sind immer noch da.«

Tonino Guerra:

Gianni Fucci: Gedichte über die Stadt

La Piazza. / Alle Straßen enden / in einem Schoß / wo die Zeit sich sammelt / an den gemauerten Fassaden / mit den großen Fenstern, viel zu hoch. / Da gibt es abgestandene Gerüche / rund um die Denkmäler.

- Die Komödie. / Unter den Alten / fühlt man den Atem des Todes. / Ihre Zerstreuungen im Windschutz / mitten im Bad der Sonne / geben vor, daß nichts geschieht.

Der Hof. / Auch wenn im Frühling / der Feigenbaum / seine Blätter wie kleine Hände öffnet / in diesem Ausschnitt des Himmels / gibt es stets einen Winkel, / wo sich die Schatten hinlegen / und die Fliegen in die Fallen / der Spinnen geraten.

Der Rentner. / Vierzig Jahre und mehr in den Wolken von Staub des Zementwerks / wie ein Esel. Dann, in einem einzigen Augenblick / ein Mann zum Wegwerfen: / nicht einmal ein Lumpen. / Macht nichts. / Ich. Zum Fest von San Martino kaufe ich mir einen schönen Hut!

1922. / Da gab es einen Sozialisten. / Ein Ausgestoßener. / In der dunklen Gasse / hörten sie ihn bloß husten. / Abends. / Das war einer, der die Katzen streichelte! / Dann / im Tanz der Kordel der Faschistenmützen / ein Schrei / auf den Stich eines Messers.

Das tote Kind. / Basilicum auf dem Balkon / Lavendel für das Kissen / die Nacht schloß sich um die Mauern / über der weißen Bahre / schlägt im Dunkel das Fenster. / Keine Antwort.

4 Bilder-Serie Alltag

- Stadtplan Bagnacavallo. Hauptstraße, Platz, Gassen
- Die Leute, die darin wohnen
- Medicina
- Straßenkehrer in Santarcangelo
- Marktbereich in Lugo
- Piazza in Santarcangelo
- Garibaldi

Gewalt und Militär

- Franz und der Wolf.
- Senigallia.
- Fortezza in Senigallia
- Urbaniq
- San Marino
- Toskan. Grenzfest: Terra del Sole. Die Piazza als Exercierplatz

Die Briganten

- Dr. Passadore
- Sein Gefährt mit in Bagnacavallo

Der Capitano besucht die Burg

Stellen wir uns vor: 1488. Der General Giovanni Della Rovere reitet mit einigen Leuten von Senigallia nach Mondavio. Die Wache am ersten Tor empfängt ihn und führt ihn in den schmalen Hof. Giovanni wirft einen Blick in den zweiten runden Turm: Soldaten hantieren am Geschütz. Über die herabgelassene Zugbrücke (nicht erhalten) kommt er zum Haupteingang des dicken Turmes (mastio). Im Aufenthaltsraum spielt die Wache vor dem Kamin Karten. Hier fühlt man sich wie in einem tiefen Berg. Nur gewaltige Massen widerstehen den Steinkugeln der Bombarden. Ein knappes Gespräch, dann geht der Capitano die Treppe hoch, die an der geschütztesten Stelle in der mächtigen Wand angelegt wurde. Er gelangt in den Raum, wo die Besatzung ein Bankett angerichtet hat. Auch das kleinste Kastell besitzt sein Nobelgeschöß. Die Wände sind – ein Reflex des Hofes – , so gut es geht, mit roten Tüchern festlich ausgestattet. Die Speisen werden über den Aufzug vom Keller hochgeholt und kommen in einen kleinen Anrichte-Raum. Von dort tragen zwei Bedienstete das Gebratene auf. Alle essen mit den Fingern. Die Haustiere bekommen die Reste. Viele Leute reden durcheinander. Banales Zeug. Fast immer über Militär. Fade Erinnerungen. Fabelgeschichten von Heldentaten, quer durch die Zeiten. Viel Aufschneiderei.

Nach dem üppigen Essen fällt es nicht leicht, die Treppen hochzugehen. Aber die frische Luft der Terrasse des Burgturmes tut gut. Hier sitzen im Ernstfall die Bogenschützen mit ihrer treffsicheren Waffe. Ein mächtiges Dach schützt vor Regen und Sonne. Weil es windig ist, zieht man sich in die geschlossene Wächstube zurück. Dann steigt Giovanni ins Kellergeschöß. In der Küche ißt ein Offizier. Feixend greift er nach einer Bauersfrau. Ein Mann holt aus dem Vorratslager einen Sack Mehl. Der Keller ist die Arbeitsstätte der Hauswirtschaft. Hier werden, unter Reden, Lachen und Fluchen, die Produkte des Feldes umgewandelt. Der lebenswichtige Brunnen wurde gerade repariert. Es war nicht leicht, einen tüchtigen Brunnenbauer zu finden. Giovanni steigt eine weitere Treppe hinab, insgesamt nun die fünfte. Werkstätten und Lager.

Im langen Verbindungstrakt hört man entsetzliche Schreie. Giovanni öffnet die Tür und steht auf einem Balkon. Ungerührt schaut er zu, wie der Richter einen gefesselten Mann foltern läßt und ihm dann droht, ihn auch noch hochzuziehen und ganz plötzlich fallen zu lassen – dann renken die Schultergelenke aus. Für Giovanni Della Rovere gehört dies zum Leben wie der Krieg. »Die Leute sind renitent. Sie lügen selbst im Angesicht der heiligen Jungfrau.«

Was ist die Wahrheit? Fast immer die Vermutung des Richters. Gesteht der Beklagte, was der Richter ihm vorsagt, wird er verurteilt. Gesteht er nicht, geht es ihm ebenso. Welche Kämpfe kostete die Abschaffung der Folter und die Einrichtung des Rechtsstaates in Europa – nicht zu vergessen die tägliche Aufmerksamkeit, damit Gefängnispersonal nicht in unkontrollierten Augenblicken die Folter wieder einführt.

Im kleinen Turm werden mit dem Seilaufzug Kugeln herabgelassen. Die Knechte tragen Lumpenkleider. Giovanni schaut in den Stall nach den Pferden der Offiziere. Ein langes Gespräch über die Tiere – ein unerschöpfliches Thema. Leutselig dreht sich der Kleinfürst um und geht mit seinen Leuten auf die Terrasse.

Die Briganten

Eine der Widerstandformen der Romagna ist der berühmte Brigantismus. Unzählige Geschichten, oft in mehreren Versionen, sind im Umlauf. Der Komplex dieses Brigantismus ist schwer zu erfassen. Die wichtigste Materialsammlung publizierte Giovanni Manzoni, Privatgelehrter in Lugo, als sechsbündiges Werk. Seine Interpretation: Brigantismus ist normales Verbrechen und eine Landplage. Liest man die Fakten auf der Ebene der Verarbeitung nach geltenden Gesetzen, dann sieht das in der Tat so aus.

Im Gegensatz zum süditalienischen Brigantismus, der zum Nutzen der bourbonischen Barone und einer päpstlichen Oligarchie organisiert wurde, stammt der der Romagna von unten und ist an die ärmsten Schichten gebunden. Die Mentalität des romagnolischen Aufbegehrens ist ein Verhaltenskomplex – kollektiv wie individuell.

Eine der Wurzeln des Brigantismus ist das Söldnerwesen des Militärs. Die wichtigste ist jedoch das Elend. Manzoni beschreibt: Im Volk herrschen Arbeitslosigkeit, Analphabetismus, Krankheit, bei den Oberen Machtkonzentration, Großgrundbesitz, wirtschaftliche Rückständigkeit, Trägheit, in den Verwaltungen Begünstigung und Unbeweglichkeit. Von vielen Briganten sind die Berufe bekannt und geben über das soziale Umfeld Auskunft: Bäcker, Kutscher, Landarbeiter, Fährmann, Schreiner, Bauer, Waldarbeiter, Makler, Schmied, Landarbeiter. Man muß sich bei jedem einzelnen vorstellen, wie kritisch die Lage seines Berufsstandes aussieht.

Die Briganten rauben nicht einfach, wie es kommt, sondern halten sich an Besitzende. In einem Land mit Halb- oder sogar Drittel-Pacht ist bei meist bettelarmen Leuten nichts zu holen. Angesichts des Hasses auf diese Formen der bäuerlichen Abhängigkeit wird der Brigantismus, für den es nirgendwo eine geschriebene soziale Theorie gibt, als eine Art Umverteilung angesehen. Die meisten armen Leute sympathisieren mit den Briganten, bewundern sie insgeheim und sehen in ihnen stellvertretend mutige Männer, die gegen die Ungerechtigkeit des reichen 'Ausbeuter-Pradone' auftreten. Die Beute teilen sie, eingeschlossen die Anführer, zu gleichen Teilen und realisieren damit symbolisch ein Prinzip der Gerechtigkeit.

Über die sozialen Ursachen hinaus gibt es eine Reihe von Indizien, daß zumindest ein Teil des Brigantismus etwas mit Politik zu tun hat. Der päpstliche Kardinallegat setzt alle Freiheitlichen mit Briganten gleich. So verstärkt sich die Atmosphäre der Opposition. Razzien fahnden nach den einen wie den anderen. Nach der mißglückten Revolution und dem Scheitern der Römischen Republik von 1848/1849 steigt die Zahl der Briganten schlagartig.

Blitzschnell erscheinen sie, blitzschnell verschwinden sie. Sie verbergen sich in den Bergen des Appennin und in den Sumpf-Gewässern des Po-Deltas. Die Armen und Ärmsten verstecken und verpflegen sie. Oft in geheimen Räumen und hinter doppelten Mauern. Die Briganten zahlen ihren Gastgebern in der Regel pro Nacht für Kost und Logis 1 Scudi.

Die obrigkeitliche Antwort auf den Brigantismus: Aufrüstung und Militarisierung der Region. Mehr und mehr Militär wird eingesetzt. Gab es vorher Polizei nur in der Stadt, so wird sie nun allmählich auch auf dem Land zu einer Struktur.

Gegen das Jahrhundertende geht der Brigantismus langsam zurück. Die Armut bleibt bestehen. Man darf annehmen, daß die soziale Bewegung den Unmut auf die Hoffnung lenkt, die Verhältnisse durchgreifend zu verändern. Auch dahingehend, daß man die Umverteilung ohne Lebensgefahr zustandebringen und genießen kann.

6,5 M

Der Passatore

1824 bei Russi geboren, wächst Stefano Pelloni, der Passatore, in einer zehnköpfigen Fährmanns-Familie am Fluß Lamone auf. In der Schule in Cotignola fällt er durch Eifer und Intelligenz auf und soll Pfarrer werden – eine gute Karriere. Doch Stefano rebelliert »gegen die eiserne Disziplin im Seminar und zieht es vor, von Verwandten und Freunden getadelt, die religiöse Schule zu verlassen und sich den niederen und wenig einträglichen Berufen des Karrenkutschers, des Handarbeiters, des Erdarbeiters und Maurers zuzuwenden« (Giovanni Manzoni). Bei einem Kirchweihfest in Pieve di Cesato kommt es zu einer Schlägerei, vielleicht mit politischem Hintergrund. Der Passatore gelangt ins Gefängnis, in den Turm am Platz von Bagnacavallo. Drei Jahre Kerker. Er flieht, wird gesucht, verpöffen, entwischt, wird geschnappt und entkommt.

Im Bergland zwischen Cásola Valsenio und Brisighella, einem beliebten Versteck, übernimmt er die Führung einer Gruppe. Rasch wird sie im Volk berühmt: als »Banda de Passador«, die mit Österreichern und Päpstlichen spielt. Die Truppe macht regelrechte Invasionen in Orte wie Brisighella, Longiano, Consandolo, Forlimpopoli, Castelguelfo, Bagnara. Das Kopfgeld steigt bis zur ungeheuren Höhe von 3.000 Scudi.

In der Osteria Buco del Diavolo (Teufelsloch) in Lugo kehren der Passatore und einige seiner Leute öfters ein, essen, trinken und spielen Karten. Mit dabei sind zwei »revolutionäre Anhänger der berühmten Sekte von Mazzini, einer aus Bagnacavallo, der andere aus Lugo« (Regierungsakte). Stets kommt die Polizei zu spät. 1850 raubt der Passatore mit seinen Leuten in einer Kaserne Waffen und Munition und verkauft sie billig an Revolutionäre in Meldola. Der Rechtsanwalt Pietro Ceccarelli: »Wenn man solch einen Räuber weiter zirkulieren läßt, dann wird er bald als Held der nationalen Unabhängigkeit in aller Munde geraten.«

Phantasie spielt eine große Rolle. 1851 schleichen sich in Lugo drei Briganten in Mönchskleidung bei den Karmeliter-Mönchen ein: beim

gemeinsamen Gebet zur Vesper ziehen sie die Pistolen. Der Pater Prior verhandelt mit ihnen: er überläßt 600 Scudi. Draußen patrouilliert die Gendamerie. Kein Laut. Die Räuber schlafen auf dem Kirchturm. Morgens entkommen sie auf einem Wagen – kutschiert von einem Komplizen – unter Hanfbällen versteckt. Dreihundert Militärs ziehen in Lugo ein – keine Spur vom Passatore – Gelächter und Schadenfreude. Als der Passatore und seine Leute in die Villa i Raggi bei Predappio eindringen, ist der Graf, ein tüchtiger Mechaniker, den Briganten behilflich: er stellt ihnen die Uhren ein und zeigt ihnen ausgefeilte Jagdvorrichtungen. Sie trennen sich, wie berichtet wird, als Freunde.

25. Januar 1851 im Theater in Forlimpopoli. Wie ein Teil der Komödie erscheint der Passatore mit seinen Leuten. »Keine Bewegung! Schön die Hände hoch!« Drei Briganten sammeln wie bei einer Kollekte in der Kirche ein: 40.000 Scudi und Schmuck. Der Passatore läßt die Saaltüren abschließen – und verschwindet. Draußen wird ein Teil der Beute an arme Familien weitergegeben.

Die Folter von Gefangenen trägt dazu bei, daß sich das Netz zusammenzieht: Mit 27 Jahren, nach rund 6 Jahren Schwerstarbeit, stirbt der Passatore am Morgen des 23. März 1851. Der bettelarme Vincenzo Querzola, der in einem Turm der alten Festung in Russi haust, beobachtet bei verbotener Jagd auf den Feldern vor der Stadt zwei Leute mit Gewehren, denkt an ein Kopfgeld – und geht zur Polizei. Eine Gruppe von 14 Soldaten bricht auf. An der Hütte kommt es zu einer Schießerei. »Der Hilfsoldat Fatini erkennt im ersten Verletzten den berüchtigten Passatore und schießt auf ihn mit dem Karabiner; der Hauptfüselier Giacinto Calandri sieht ihn auf der Erde beim Versuch, mit einer letzten Mühe verzweifelter Verteidigung sich zu erheben und schießt ihn mit einem zweiten Schuß in den Kopf, der ihn zur Leiche macht« (Gazzetta die Ferrara).

Das Militär transportiert den Leichnam als Trophäe auf einem offenen Karren im Triumphzug durch Dörfer und Städte, öffentlich ausgestellt. In Lugo bleibt sie die Nacht über im Palazzo Trisi, wo zu gleicher Zeit die von österreichischem Militär gefangenen Patrioten Ugo Bassi und Livraghi auf den Transport zur Hinrichtung nach Bologna warten. Dann wird der tote Passatore drei Stunden auf der Piazza in Forlì ausgestellt, anschließend auf den Hauptplätzen in Faenza, Castelbolognese, Imola, Castel San Pietro und Bologna. Der Magistrat von Bologna stellt fest, daß »der Leichnam schon viel zu viel in den Provinzen gereist« ist. Viele wollen den Tod des Passatore nicht glauben. Lieder entstehen, werden abends auf den Höfen gesungen, auch von wandernden Liedersängern. Schriftsteller und Dichter schreiben.

Heute begegnet das Bild des Passatore dem Autofahrer an vielen Straßen. Wer sich eine Flasche guten romagnolischen Weins kauft, trifft ihn: er schaut vom Güte-Siegel den Zecher an. Die Vereinigung zum Schutz der Weine in der Romagna versieht ihre DOC-Weine mit seinem Bild. Selbstverständlich erscheint er in den folkloristischen Aufzügen: auf einem Pferd, im schwarzen Hirtenmantel und Hut. Der Beifall, den er bekommt, ist meist größer als das »Ah« über die reichen Kostüme von Herrschern und Großbürgern. Der Verkleidete genießt es mit romagnolischem Stolz. Der Passatore hätte nicht dieses Fortleben erfahren, wenn er nicht geheime Wünsche vieler Menschen symbolisieren würde.

Die Volksversammlung

»Republik San Marino, Komitee pro-Volksversammlung (Arengo), Bürger! Am folgenden Sonntag, den 25. (März 1906), wenn das Sanmarinesische Volk nach einem Schweigen von rund vier Jahrhunderten zusammengerufen wird, um über seine eigene Geschichte mit Mut, ohne Ängste und Vorurteile selbst zu bestimmen, inspiriert an der alten Freiheit, bestätigt mit eurem Votum erneut die Souveränität des Volkes. . . . Proklamiert das Recht der direkten und ständigen Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten. . . . Sagt Ja dazu, daß dieses Recht für alle gleich ist. Nur auf diese Weise könnt ihr einerseits den bloß auf Personen bezogenen Regierungen . . . und andererseits der Ignoranz und Unreife der Öffentlichkeit ein Ende machen. . . . Die Verfassung soll sich erneut an ihre demokratische Quelle anlehnen. . . . Geben wir erneut den Beweis, daß das Volk so frei ist wie es sein Begründer wollte, und daß es sich als Souverän erneut zu behaupten versteht und über sich selbst bestimmt.«
 Von 805 Mitgliedern der Volksversammlung stimmen für die Reform des Rates 727 bei 75 Gegenstimmen, für die allgemeine Wahl der Räte 761 bei 41 Gegenstimmen. Die Demokraten erhalten im Rat die Mehrheit mit 42 von 60 Abgeordneten.

⑤ Bilder-Serie Krieg

- faschistisches Denkmal in Imola
- Garibaldi-Denkmal in Lugo.
- Zerstörung in Lodi. Einst - 1945 - jetzt
- Partisanen-Hinrichtung
- Gewalt im Alltag
- Gewalt von den Sklaven

Giuliana Rocchi: Mein Vater

Er war in Bagnolo Rovescio geboren. / Ein Ortsteil von Roncofreddo, bäuerlich / und äußerst arm. / Öl kaufte man nach Unzen. / Um einen einzigen Fisch saßen dreizehn, / wer seinen Kopf erhielt, / glaubt es, konnte feiern. / Sie schickten ihn nicht zur Schule (erzählte-er) / und wenn einer vierzehn meinte, / sagte er »12 und zwei«. / . . . In Satiren und Geschichten / fand er kaum einen Konkurrenten. / Ein großer Tänzer / der Hahn jeden Festes. Auch ohne einen Pfennig / hob er seinen Kamm. / Walzer, Polka, Mazurka, / Furlana und Tarantella / – und immer in der Mitte schöner Mädchen. / Dann brachte der Krieg / jedermann Trauer und Leid; / sechs Jahre stand er draußen zwischen Front und Gefängnis. / Nach soviel Elend / kehrte er zurück / mit bleibender Wunde / im Herzen die Erinnerung an die toten Freunde, / die in den Schützengräben geblieben, im Karst, / an der Front, mitten in den Feldern. Aber das Elend blieb; / weder Kreuze noch Orden vermochten den Magen zu füllen. / Für die Familie / Arbeit, ohne Ende; erst mit 80 Jahren / konnte er sie aufgeben. / Sie haben ihn ausgezeichnet / als Ritter von Vittorio Veneto, / aber er war schon zu schwach, um das noch zu erleben. / Als die Urkunde eintraf, / auf die er stolz gewesen wäre, / sah er sie nicht mehr / – er lag schon im Grab.

Verweigerung. Immer schon hat der Krieg die Bevölkerung polarisiert. Viele Italiener haben keine Schwierigkeit, ihre Gefühle preiszugeben. Schon Dante bekannte, daß er vor und in der Schlacht von Campaldino (1215) erbärmliche Angst hatte. Seit Jahrhunderten verweigerten sich viele Menschen dem Krieg. Im 1. Weltkrieg entzieht sich ein außerordentlich hoher Prozentsatz von Italienern der Einberufung. Er taucht unter. Viele andere desertieren. Ein Gymnasialdirektor, der im 2. Weltkrieg Offizier war, gerät in Wut, als ihm ein Mann sagt: »Die Italiener sind die besten Soldaten der Welt. Wissen Sie warum? Sie verstanden es, ihr Leben zu retten. Sie wußten immer, wo der Rückwärtsgang war. Als die Amerikaner beim Vormarsch einen Panzer in die Hand bekamen, untersuchten sie ihn und stellten fest, er habe einen Vorwärtsgang und fünf Rückwärtsgänge. Da fragten sie den Fahrer und dieser antwortete seelenruhig: Manchmal kommt der Feind von hinten.« Ilva Baldini: »Mein Vater hat den Krieg mitgemacht – ohne einen einzigen Schuß abgegeben zu haben. Als in Libyen die Amis kamen, hat er sofort die Arme gehoben. Die meisten machten es so. Viele, meist Bauern, verschwanden – unter der Erde, gruben sich Erdlöcher in die Felder, wurden nachts mit Essen versorgt. Die Faschisten nahmen dann oft die Eltern fest: als Erpressung – bis sich die Söhne stellten. Viele flohen, und viele warteten bloß darauf, überlaufen zu können.«

Tonino Guerra: Der Traum

Ich träumte, daß ich in einem Militärzug, / deportiert, nach Deutschland kam, / auf den Bahnhöfen reichte man Gläser / zu den Fenstern hoch, / übervoll von Bier und Schaum. / Sie rissen mich herunter und schleppten mich zum Prozeß / in den letzten Waggon, / während der Zug Sant' Andrea passierte, / das voll war von Leuten, wie Deutsche gekleidet, / mit Gamsbärten am Hut. / Der Kommandant, ausgestreckt auf einem eisernen Bett / voller Schnörkel, wie die Antennen von Schmetterlingen, / sagt etwas, dann zieht er den Wecker auf, / ein Schirm wird zum Rohr / und dies zum Revolver / – darf ich darum bitten, daß ihm kein Schuß losgeht – / pum! ich sag es, ist er verrückt geworden? / da hat er mich übel zugerichtet. / Und ich bin aufgewacht.

Teresa Ricci, Jahrgang 1906: Leiden im Krieg.

»Rimini wurde schon im ersten Weltkrieg bombardiert. Im Zweiten Krieg riet uns ein junger deutscher Soldat: Bleibt nicht hier! Geht in die Felsen von San Marino! Wir zogen hinauf und versteckten uns an ihrem Fuß in seinen Gängen. Wir sahen unten am Meer die Bombenteppiche auf Rimini. Auch unser größtes Kunstdenkmal, der Tempio Malatestiano, wurde zerstört. Wasserflugzeuge starteten von Schiffen, um über Rimini Bomben abzuladen. Blutbefleckt kamen wir zurück. Es war der schrecklichste Krieg, den es gab. Mußte diese Zerstörung sein? In Rimini befand sich doch praktisch kein einziger Deutscher. In einer Konferenz, die ein Professor aus Florenz veranstaltete, sagte ich: Geschichte? – das bin ich.«

⑥ Bilderzie

17

Das Bergland

- San Marino: Der Felsen
- San Marino
- Die Festung
- Platz und Rathaus
- San Leo
- Dom San Leo
- Bergdorf
- Die Schuster in Jozza
- Die Piazza in der Papierstadt Fabriano
- Platz und Loggia in Urbino
- Technologie-Ausstellung am Platz um 1470
- " " "
- Bequem und schön. Haus des Grafen von Urbino
- Die berühmte Bibliothek: Einfachheit mit Geist
- Gubbio.
- Straße
- Kathedrale der Bürger: des Rathaus.
- Der Ratsaal.

Das sterbende Dorf

Die alte Frau, Maria Moretti, zeigt ihr Haus. Es ist innen aufs Modernste eingerichtet. Keine technische Haushaltsmaschine fehlt. Das Bad, von oben bis unten gekachelte, glänzt vor Sauberkeit, verchromten Armaturen und großen Spiegeln. Im Wohnzimmer steht vor dem Fernseher ein Computer. »Der gehört meinem Enkelkind,« sagt sie. »Im Sommer kommen alle Enkel zu uns ins Dorf und wohnen bei mir – für mich die schönste Zeit. Ich habe drei Söhne. Einer wohnt in Rimini, der zweite in Cesena und der dritte hier. Im August ist die Großfamilie hier beisammen.

Mein jüngstes Enkelkind, nicht ganz zwei Jahre, muß ich heute hüten, aber es gibt viele größere Kinder, die auf der Straße mit der Kleinen spielen, da bleibt für mich nur, sie nachher ins Bett zu bringen. Meine Schwiegertochter und mein Sohn sind bei Freunden im Nachbardorf zum Essen eingeladen. So geht das fast jeden Abend – entweder sind sie unterwegs oder Freunde kommen zu uns. Gestern abend habe ich für zwölf Personen gekocht. Anschließend nahmen wir unsere Stühle und setzten uns auf die Straße zu den Nachbarn. Das war ein großes Geschnatter.«

Auch heute sitzen in der Dämmerung mehr als zehn Erwachsene vor der Tür, entweder die schützende Hauswand oder die gegenüberliegende Mauer im Rücken. Die Straße hat mit einer Breite von etwa fünf Metern gerade die Ausmaße, die sie zu einem großen Salon machen. Man kann sich sowohl in kleineren Gruppen unterhalten als auch über gesamte Breite hinweg.

Wenn man diese Lebendigkeit sieht, versteht man kaum, warum die Frau an der Bar noch vor einer Stunde sagte: »Casteldelci ist ein sterbendes Dorf.« Aber das volle Leben beschränkt sich auf zwei Sommermonate, in denen man den heißen Städten entflieht und die kühle, frische Luft im Gebirge genießt.

Maria Moretti: »Wo es schön ist, gibt es jedoch keine Arbeit. In Ponte Messa steht eine Fabrik. Andere müssen bis Rimini fahren. Daher bleiben im wesentlichen nur die Alten hier. Von den früher rund 1000 Einwohnern sind nur noch ungefähr 50 Personen geblieben. Viele Häuser stehen leer. Wir haben kein Leben mehr wie früher. Der Wald wächst über die Brachfelder.«

»Das Dorf ist tot – aber es müßte nicht tot sein«, erklärt die Frau. »Die Kommune hat falsch gemacht, was man nur falsch machen kann. Statt den Leuten hier oben finanzielle Hilfe zu geben, damit sie ihre Häuser renovieren, gab sie ihnen die Bauerlaubnis irgendwo in der Umgebung. Das kostet die Kommune viel mehr, da sie für neue Infrastrukturen (Wasserleitungen, Elektrik, Postversorgung usw.) aufkommen muß. Diese Leute wohnen heute isoliert. Sie merken leider erst, wenn es zu spät ist, daß ihnen der Zusammenhang des Dorfes fehlt.

Dabei fehlt hier im Dorf nichts. Wir haben eine Post, ein Rathaus, eine Kirche, sogar eine Apotheke. Die Straßen sind in gutem Zustand. Die beiden Lebensmittelgeschäfte konnten sich allerdings nicht halten. Vielleicht glaubten die Leute, hier nicht genug Auswahl zu haben und fuhren lieber mit dem Auto nach Pennabilli. Dreimal in der Woche kommt ein Lebensmittelwagen hoch. Wir haben überall hin Kontakt, fahren auch mal ans

4



Meer, wenn die Kinder baden wollen. Ein emanzipiertes Dorf, das ausstirbt. Das ist die Tragik.«



Tonino Guerra: »Ein verlassenes Dorf, die Leute sind geflohen, die Häuser blicken feindlich, das Gefühl des Todes. Vielleicht ist das Beste, was ich geben kann: ein nostalgischer Blick auf eine sterbende Kultur.«

⑦ Bilder - Serie Land

- Arbeitsdarstellung in Pomposa.
- Bauernhaus
- Dorf
- Dach

2. M

Die Kooperativen. »Seit römischer Zeit ist die Landschaft künstlich. Wie in Holland der Natur mit Trockenlegungen abgerungen. Dies führte dazu, daß die Leute eine entsprechende Mentalität entwickelten: man muß produktiv sein, sonst läuft nichts« (Emmanuele Caprara).

Die Notwendigkeiten schufen auch das Fundament für soziale Verhaltensformen. Als 1883 Nullo Baldini (1862-1945) die erste Landarbeiter-Kooperative und 1901 ihren Dachverband gründete, stand dies in einer längeren Tradition, die ähnlich wie in Holland vom Umgang mit dem Wasser geprägt, war: die dazu notwendigen Infrastrukturen entstanden als Gemeinschaftsleistungen. Seit Jahrhunderten gab es Genossenschaften, z. B. für die gregorianische Trockenlegung um 1700, in der die Kosten auf die Nutzer umgelegt wurden. Nullo Baldini baute sie nach demselben Modell mit Landarbeitern auf. Daß er am rechten Flügel der Sozialisten operierte, trug ihm Feindschaft von links und rechts ein. Bis heute ist die Struktur dieser Kooperativen, der sozialistischen, kommunistischen, republikanischen und auch katholischen, für die Bauern und für das politische Leben außerordentlich wichtig.

Das Land ist ein System, in dem alle Bereiche miteinander in Wechselwirkung stehen: Die Tätigkeit der Bauern, ihr Sozialgefüge, die Wasserbeherrschung, staatliches Handeln, das Infrastrukturen schafft und verwaltet, die Verarbeitung der Agrarprodukte, die Verteilung und Vermarktung und die Transportmittel wie Eisenbahn und Auto. Zur bäuerlichen Produktion gehören seit je die Einsammelstätten für die Abgaben. Früher war es die Fattoria des Gutshofes, die dann an die Annona, das Getreidemagazin der Stadt, weiterlieferte. Heute sind es die Silos der Kooperative.

Tonino Guerra: Die Oxsen

Sagt meinen Oxsen, beendet sei / ihre Arbeit, sie nutzt nicht mehr. / Sagt, daß man sie heut mit dem Trecker macht. / Und dann? denken wir doch erschüttert / an ihre Mühen von tausend Jahren / - während, sieh dort! sie mit gesenktem Haupt / hinter dem langen Seil zum Schlachthof gehn.

Antiklerikalismus romagnolisch

Tonino Guerra, Das Paradies ist häßlich.

Das Paradies ist häßlich, / wenn es dort keine Tiere gibt, / keine Giraffe mit langem Hals, / keine Vogelschwärme sich im Wasser niederlassen, / und nicht mehr für die Jäger in die Luft aufsteigen. / Wie werde ich es wie mein Väterchen machen, / der Stunde um Stunde sein Alter verbrachte, / eine kleine weiße Katze im Arm zu haben. / Wie werde ich es wie meine Mama halten, / die denkt, daß sie die andere Katze findet, / die zum Sterben weit weg lief, weg vom Haus.

Tonino Guerra: Der Papst in Peking

Der Papst erschien in Peking. Wie ein weißer Schmetterling. Keiner war da, um ihn zu erwarten. Keiner umringte ihn, als er aufs Podium kletterte, um sich vor den zwanzig Mikrofonen aufzubauen. Der große Platz war eine menschenleere Wüste und die Paläste rund um den Platz hatten geschlossene Fenster und der Himmel war leer – es gab weder Vögel noch Flugzeuge. Der ängstlich gewordene Atem des Papstes, den die Mikrophone über den sonnendurchfluteten Platz verbreiteten, war das einzige Geräusch.

Bis, ja endlich!, da unten ein kleiner Mann erscheint. Offensichtlich ist es ein Christ, der den Mut hat, dem großen chinesischen Weltreich entgegenzutreten und allen siebenhundert Millionen Kommunisten. Das Männlein hält im Zentrum des Platzes inne. Und der Papst steigt von der Rednertribüne herab und läuft auf ihn zu. Es wird eine sehr schlichte Begegnung. Unter anderem handelt es sich nämlich um einen Italiener. Das bin ich.

Ich erzähle dem Papst, daß ich mich in China aufhalte, um vorge-schichtliche Geräusche zu sammeln. Ich biete dem Papst etwas zu essen an. Ich habe im Rucksack etwas Reis, ein bißchen Brot, einige Zwiebeln und ein Stückchen Fleisch auf einem Tellerchen. Wir setzen uns aufs Pflaster. Ich sage ihm, was ich über die katholische Kirche denke. Ich sage ihm auch, daß er den Vatikan verlassen soll.

Ich sehe, daß der Papst aus Brotkrümeln Klumpen macht und sie dann unter der Handfläche rollt, wie ein Kind, das nicht mehr weiß, wohin es sich wenden soll.

⑧

Bilder-SerieTempio Malatestiano in Rimini

- Sigismondo und die Elefanten. Grab.
- Das Wasser. Die Musik.
- Des Kaisers Kleider. Triumpharchitektur
1450 von Alberti
- Entwurf. Münze.
- Säule und Hochspringer
- Umfassen der Säule
- Grabdenkmäler.
- Gegenreformatorische Triumphinszenierung
Ravenna. Kirchenstrat.
- Hospital in Foddi

Rimini - die Stadt Fellinis

- Grand Hotel
- Janses

Rimini, die Stadt von Federico Fellini

Federico Fellini hat die Stadt Rimini in seinem Film »Amarcord« (1973) so dargestellt, wie er sie in den 1930er Jahren erlebt hat. Die Stadt ist ein Ort, an dem die Vergangenheit lebendig ist. Die Menschen sind einfach und ehrlich. Die Stadt ist ein Ort, an dem die Vergangenheit lebendig ist. Die Menschen sind einfach und ehrlich.

Fellini hat die Romagnolit  vor allem im Film »Amarcord« (1973) sichtbar gemacht. Dafür holte er sich als Mitautor einen der typischsten Romagnolen und einen der besten Kenner, Tonino Guerra, aus dem 10 km entfernten Santarcangelo. »Amarcord« ist ein romagnolisches Dialektwort und bedeutet »Ich erinnere mich«. Beispiellos öffnet der Film die Vielschichtigkeit des Geschehens in der Mittelstadt der 30er Jahre. Die naive Bürgerlichkeit eines Advokaten, historisch gebildet, aber allem gegenüber neutral und damit verwertbar. Kleinb rgerliche Faschisten, die sich aufbl hen, wegen Kleinigkeiten in Panik geraten und gewalttätig werden, rituelle Umzüge machen und dabei die leeren Formeln der Kirche wiederholen. Lachen, weinen, seufzen, schauern, grotesk, unförmig, ohne mit der Wimper zu zucken, nie trivial, spontan, gebrochen, vielschichtig.

»Ich werde einen zugleich komischen und tragischen Film machen, der indirekt ein Porträt der italienischen Gesellschaft ist. . . . Die kleine Stadt, die ich erfunden habe, repräsentiert die ewige Provinz der Seele, den Ort, an dem die Abwesenheit der Kultur das Verbindende aller kollektiven Defekte ist. Der Provinzler glaubt an die Autorität und sucht sie; er wünscht sich eine Besch tzerfigur, den Vater, die Kirche, die Partei, den Minister. Nur der Ritus hält sie zusammen. Da sie weder über eine eigene Persönlichkeit noch ein persönliches Verantwortungsgefühl verfügen oder aber sich nur kindischen Träumen hingeben, haben sie nicht die Kraft, sich von dem Ritual zu befreien. . . . Der Sog des Rituals zieht sie in den großen Haufen hinein oder bringt sie dazu, im Laufschrift durch die Hauptstraße ihres Städtchens zu rennen oder stundenlang auf die Vor berfahrt des »Rex« zu warten oder in einer Art von mittelalterlichem Hexensabbat um die »Fogorazza«, das Freudenfeuer, zu tanzen« (1974, 308, 314).

»Das Städtchen hat zwar etwas Erstickendes, andererseits ist es zugleich auch eine Arche Noah, Arche der Rettung, die dem schwierigen Wagnis entgegenkommt, zu beschützen, ohne zu ersticken, zu verteidigen, ohne zur rigorosen Unterwerfung unter gewisse Regeln, Gesetze, Ideologien und Mythen zu zwingen, die ihre Aufgabe erfüllt haben und längst so abgestorben wie welkes Laub sind. Das Bewußtsein hat sich heute erweitert, daher die Notwendigkeit, auch die Grenzen der Gemeinschaft, nicht anders als die des Individuums, weiter zu stecken« (1974, 306/7).

Renzo Giardi, ein aufmerksamer Beobachter: »»Amarcord« fa t genau die Realität. Die Qualität des Films besteht darin, daß er die Szenen so präzise und lebendig macht wie beim Erzählen beim Abendessen. Auf allen

Ebenen. Den Vater, den alten Maurer, die Mutter. Auch was zum Lachen ist, ist ganz normal. Der Film ist keine Dokumentation von Italien, sondern von Rimini, direkt von Rimini. Von den Beziehungen zwischen Mann und Frau, den Vätern und den Söhnen. Im Kontext der Romagna. Die romagnolische Familie ist, obwohl der Vater immer demonstriert, ein latentes Matriarchat. Die Figur der mamma ist nicht nur dazu da, um bei ihr Gefühle abzuliefern (depositare gli affetti), sondern sie gibt Sicherheit. Am Ende ist es in den Konflikten mit dem Faschismus nicht der Vater, der alles Mögliche machte, sondern die sichere Mutter.«

Man kann auf Fellinis Spuren einen Rundgang durch Rimini machen. Dabei erfahren wir sowohl Wesentliches von der Realität der Stadt als auch Wesentliches vom Filmemacher Fellini – die Verknüpfung zwischen der Gesellschaftlichkeit der Stadt und ihrer Verarbeitung in einer literarisch-künstlerischen Weise. Wir folgen Fellini anhand seiner Texte (1967-1981; 1974).

Der Architekt Paolito Somazzi erhielt von einer Hotelkette in Mailand den Auftrag, hier das eleganteste Hotel der Adria-Küste zu bauen (1904/1908). Es schloß sich nach Namen und Anspruch an die Kette der in französischen und angelsächsischen Ländern wichtigen Treffpunkte der Creme der Oberschicht an. »Das »Grand-Hotel« . . . war das Märchen des Reichtums, des Luxus, des orientalischen Prunks. Wenn die Beschreibung der Romane, die ich las, nicht eindringlich genug waren, um in meiner Einbildungskraft faszinierende Schauplätze hervorzurufen, nahm ich das »Grand-Hotel« zu Hilfe, wie gewisse heruntergekommene kleine Theater, die für alle Stücke denselben Prospekt verwenden. Verbrechen, Entführungen, wilde Liebesnächte, Erpressungen, Selbstmorde, der Foltergarten, die schwarze Göttin Kali, für alles mußte das »Grand-Hotel« herhalten. Wir umschlichen es wie Katzen, um einen Blick hineinwerfen zu können, aber es war unmöglich. . . . Auf der Höhe des Bürgersteiges konnte man durch große Gitterfenster in die riesigen Küchen hineinschauen. Dort unten arbeiteten die Köche halbnackt und schwitzend, hoben den Kopf nicht zwischen dem Brutzeln der Pfannen und dem Brausen der Flammen, die manchmal plötzlich bis zur Decke hinauf schossen, so wie in Rizzolis Puppentheater, wenn der Teufel vor Sganapino erschien. . . . In den Sommernächten wurde das »Grand-Hotel« Istanbul, Bagdad, Hollywood. Auf seinen Terrassen, die von dichten Pflanzenvorhängen geschützt waren, wurden vielleicht Feste à la Ziegfeld gefeiert. Man konnte nur flüchtig nackte Frauenrücken erkennen, die uns wie aus Gold vorkamen, umschlungen von männlichen Armen im weißen Smoking, ein duftender Windhauch trug uns manchmal Musikfetzen zu, synkopiert und schmachtend, zum Ohnmächtigwerden« (1981, 33/34).

»Ich . . . besuchte das Gymnasium in der Via al Tempio Malatestiano [westlich gegenüber dem Tempio Malatestiano], wo heute die Stadtbibliothek und das Museum sind. Das Gymnasium kam mir riesig groß vor. Das Hinauf- und Hinuntersteigen der Treppen war jedesmal ein Abenteuer. Es gab Treppen, die nie aufzuhören schienen. Der Rektor, genannt Zeus, glich Feuerfresser, dem Besitzer des Puppentheaters in »Pinocchio«, seine Füße waren so groß wie ein Fiat 600; damit versuchte er, Kinder zu töten. Er teilte Fußtritte aus, die einem den Rücken brechen konnten. Er tat, als bewege er sich nicht, und plötzlich bekam man den Tritt, der einen wie einen Mistkäfer zerquetschte. Es waren die Jahre Homers und der Schlachten. . . . An den Nachmittagen gingen wir auf einen kleinen Platz und wiederholten, ganz unter uns, den Trojanischen Krieg, den Zusammenstoß zwischen den Troern und den Achaïern« (1981, 26/27). »Wir waren ein Trio von Straßenräubern. Unsere Unternehmungen bestanden zum Beispiel darin, einen Hühnerdiebstahl bei unserem Nachbarn Oberst Beltramelli zu organisieren. Da wir gelesen hatten, daß der Oberst Dan Bondery viel mit Schweißbrennern arbeitete, gingen wir für unsere Operation gegen den anderen Obersten zu einem Mechaniker, der uns das Instrument aber nicht geben wollte. Wir begnügten uns mit einer Gartenschere, schnitten das Gitter des Hühnerhofes auf und fingen das Huhn. Seine Tötung war schrecklich. Einem Huhn den Hals umdrehen ist etwas Barbarisches, etwas wie ein Verbrechen« (1981, 28).

»Ich lebte ein zurückgezogenes und einsames Leben; ich suchte berühmte Vorbilder, Leopardi [Dichter, 1798-1837] vor allem, um meine Abneigung gegen die Badehose, meine Unfähigkeit, wie die andern zu genießen und im Wasser herumzuplanschen, zu rechtfertigen (vielleicht ist das Meer für mich so faszinierend geblieben, weil ich es nie erobert habe: der Ort, aus dem die Ungeheuer und die Gespenster kommen). Wie dem auch sei, um meine Leere auszufüllen, widmete ich mich der Kunst. Zusammen mit Demos Bonini hatte ich einen Kunstladen eröffnet: die Firma »Phoebos«. Wir machten für die Damen der Gesellschaft Karikaturen und Porträts, auch bei ihnen zu Hause. Ich signierte Fellas und machte die Zeichnung. Bonini kolorierte sie. Der Laden war gerade gegenüber dem *Dom [Tempio Malatestiano]*, einem imposanten Bauwerk. Im Sommer, wenn wir keine Kunden hatten, ging ich hinein: die Marmorsitze waren kühl. . . . Einmal, im August, als die Kirche leer war, bin ich auf diese Kanzel gestiegen. Der Stein war eiskalt wie ein Grab. Ich habe von der Kanzel aus die leere Kirche betrachtet. Ich habe leise gesagt: »Geliebte Söhne. . . «. Dann, ein wenig stärker: »Geliebte Söhne. . . «. Dann noch stärker, bis die Kirche vom Echo wiederhallte: »Geliebte Söhne. . . «. Als ich

von der Kanzel herabstieg, ergriff mich für einen Augenblick die Versuchung, den Opferstock zu leeren. Ich hatte den Streich schon einmal mit Titta versucht, der tat, als bete er, während wir eine Schnur in die Spalte hinunterließen, an der ein Magnet befestigt war. Aber die Geldstücke blieben nicht kleben« (1981, 228/29).

»Jene gewaltige, überaus hohe Mauer ohne Fenster, die gleich nach dem Kino ›Fulgur‹ kam, war die *Chiesa dei Servi* [am Nordwestende des Corso, neben der römischen Brücke]. Jahrelang habe ich nicht bemerkt, daß es eine Kirche war, weil die Fassade und der Eingang auf einem kleinen, von Marktständen verstellten Platz versteckt waren. Der Pfarrer war Don Baravelli, Religionslehrer an unserem Gymnasium. Der kleine, kräftige, ganz kahlköpfige Mann bemühte sich, die christliche Tugend der Geduld zu üben. Um uns nicht erwürgen zu müssen, trat Don Baravelli mit geschlossenen Augen ins Klassenzimmer, suchte tastend das Katheder und blieb so während der ganzen Stunde: er wollte nichts sehen! . . . Die Chiesa dei Servi war dunkel, düster, im Winter fror man! wir alle sind einmal in ihr krank geworden. ›Er hat sich in der Chiesa dei Servi erkältet‹ war eine Redensart geworden. Eine andere Redensart war: ›Würdest du für zehn Lire da eine Nacht verbringen?‹ Bedassi, ›Pseudo-Tarzan‹ genannt, nahm die Wette an und versteckte sich eines Abends mit einem Kilo Lupinenkernen und zwei Würsten im Beichtstuhl. Am anderen Morgen um sechs, als schon die ersten alten Weiblein in der Kirche waren, hörte man plötzlich das Lahen eines erkälteten Esels: es war Bedassi, der inmitten der Lupinenhülsen im Beichtstuhl lag und mit offenem Mund schnarchte; als er die Augen öffnete, sagte er zum Sakristan, der ihn mit viel Mühe wachgerüttelt hatte: ›Mama, der Milchkaffee‹. Jahrelang war Bedassis Beichtstuhl Ziel einer ungläubigen und bewundernden Pilgerschaft, wichtiger als die Bilder auf dem Hauptaltar« (1981, 30/31).

»Wenn man damals zur Clique der Eingeweihten gehören wollte, verkehrte man mit seinen Freunden in Raouls Bar, dem ›Café der Freunde‹, in der Mitte des Corso. Raoul war ziemlich fett, hatte ein rundes Gesicht, war sehr aktiv. Die Bar war nach dem Vorbild der Mailänder Bars jener Epoche eingerichtet; sie wurde von den Künstlern, von der unruhigen Jugend und von Sportfreunden frequentiert. Man machte dort auch ein wenig politische Opposition, schüchterne Versuche. Es war im Winter auch der Treffpunkt der ›Vitelloni‹ [große Kälber, Müßiggänger]. Im Sommer verschob man sich ans Meer, zu Zanarini. In Rimini, das ist wichtig, gibt es eine scharfe Trennung zwischen den Jahreszeiten. Ein grundsätzlicher Wechsel, nicht nur ein meteorologischer wie in andern Städten. Zwei ganz verschiedene Rimini« (1981, 32). Die Welt des Müßiggangs junger Leute in der Provinzstadt, es könnte Rimini sein, zeigt ›I vitelloni‹ (Die großen Kälber; 1953).